

Artsy-fartsy

Die Münchner Kammerspiele zeigen ein Stück über Erika und Klaus Mann

Voilà, jetzt hatten auch die Münchner Kammerspiele ihre erste Livestream-Premiere. Zur Begrüßung der eingeloggten Zuschauer erschien die Intendantin Barbara Mundel persönlich auf dem Bildschirm, um das „große Experiment“ feierlich anzukündigen. Ihr Team habe sich „dem Digitalen sehr angenähert“, sagte die neue Kammerspiele-Chefin, der die Pandemie ihren Intendantenstart ganz schön verhagelt hat. Selbst das zuletzt angesetzte „Covid Theatre“, das Darbietungen in den Schau Fenstern des Schauspielhauses bot, wurde untersagt, weil sich offenbar zu viele Menschen davor drängelten.

Nun also „Gespenster – Erika, Klaus und der Zauberer“, live gestreamt aus der Therese-Giehse-Halle der Kammerspiele. Eine Produktion des Theaterkollektivs Raum+Zeit, bestehend aus der Dramaturgin Juliane Hendes, dem Autor Lothar Kittstein, dem Regisseur Bernhard Mikeska und der Bühnenbildnerin Steffi Wurster. In ihren Inszenierungen, in denen sie die Zuschauer oft auf Parcours schicken, behaupten sie ein flirrendes Raum-Zeit-Kontinuum, suchen nach Kausalbeziehungen zwischen Vergangenen und Gegenwart, der Gleichzeitigkeit von Erinnerung und sich Ereignendem. In diesem Fall ist es, als lokaler Spielplan-Tribut an die Stadt München, eine digital-theatrale Umkreisung der schillernden Geschwister Erika und Klaus Mann und deren Vater Thomas, des weltberühmten Schriftstellers, innerfamiliär „der Zauberer“ genannt.

Fast die Hälfte seines Lebens verbrachte Thomas Mann in München, wo im November 1905 als erstes von sechs Kindern Erika geboren wurde und ein Jahr später deren Lieblingsbruder Klaus, zu dem sie ein legendärinniges, symbiotisches, libidinoses Verhältnis hatte. Die beiden traten wie Zwillinge auf und galten auch später auf ihren Weltreisen als „twins“. Zwei Geschwister, die sich lieben, dies aber nicht dürfen – just darum geht es auch in dem Stück „Geschwister“ von Klaus Mann, das 1930 an den Münchner Kammerspielen uraufgeführt wurde. Ein Riesen-Misserfolg, obwohl die große Therese Giehse mitgespielt hat. Mit der hatte Erika Mann mal ein Verhältnis („die fiese Giehse“).

All das kommt vor in dem Raum und Zeit sprengenden, aus dem Erinnerungsblickwinkel Erikas erzählten Traumspektakel „Gespenster“ und noch viel mehr: Thomas Mann, der 1911 mit seiner Familie nach Venedig reist und im selben Jahr seine berühmte Novelle „Der Tod in Venedig“ schreibt, welche wiederum Luchino Visconti 1969 verfilmt. Klaus, der sich 1949 in Cannes das Leben nimmt. Erika, die nicht zu seiner Beerdigung fährt und ihren Bruder um zwanzig Jahre überlebt, vom libertären Schmetterling zur strengen „Tochter-Adjutant“ und Nachlassverwalterin ihres Vaters verwandelt. Sie stirbt 1969 in Kilchberg am Zürichsee, 63 Jahre alt.

Die verbitterte Erika im Sommer '69, so beginnt der Abend – zumindest für jene Zuschauer, die sich beim Online-Check-in für „Tribüne A“ entscheiden. Diejenigen, die „Tribüne B“ gewählt haben, erleben die Inszenierung aus einer anderen (Zeit-)Perspektive: Da beginnt das Stück mit den Sze-



Erika Mann (vorne: Svetlana Belesova) hält Rückschau.

FOTO: HEINZ HOLZMANN

nen in Venedig, so will es das ablauftechnisch raffiniert ausgeklügelte Regiekonzept von Bernhard Mikeska, in dem vier Schauspieler simultan zwei Stränge spielen. Was mittels genau regulierter Mikropport-Übertragung und staunenswertem Timing perfekt gelingt.

Auf nachtblauer Bühne eine Art Spiegelkabinett aus vier Glasquadern, in jedem ein Mensch, eingekapselt in seinem Kasten, seiner Blase. In Covid-Zeiten kein befremdlicher Anblick. Von fünf Live-Kameramännern gefilmt, umkreist, heran- oder weggezoozt, miteinander in Dialog gebracht und dann wieder (auch visuell) getrennt, erzählen die vier eine verschachtelte, vielfach verwobene Geschichte, der optisch die Spiegelungen und Brechungen im gläsernen Setting entsprechen. Das ist zunächst faszinierend und erzeugt eine Art Psycho-Tunnelblick. Den soghaften Eindruck verstärkt ein suggestiver Sound mit geradezu filmdramatischen Effekten (Knut Jensen), weshalb die Kammerspiele für die Aufführung Kopfhörer empfehlen.

Und dann ist da der Missbrauch, der im Geklitter von Fakten und Fiktion angedeutet wird

Da haben wir also Erika in ihrem Kasten, sehr ruhig, ernst und bestimmt gespielt von der einnehmenden Svetlana Belesova. Eine Frau in weißer Strickweste, die sich mit Kippe in der Hand an die Glas-scheibe drückt, als laufe draußen noch einmal ihr aufregendes Leben ab, ihre wilden Jahre als Schauspielerin, Schriftstellerin, Journalistin, Weltenbummlerin, Geliebte. Ihr polyglottes Wesen bricht sich in englischen Floskeln und Flüchen Bahn, die Haare trägt sie statt auf dem Kopf auf den Zähnen. Im Clinch mit ihrem jungen Alter Ego wird sie zur keifenden Zicke. Sie bekommt nämlich Besuch von einem jungen Geschwisterpaar, gespielt von der lockend koketten Katharina Bach (mit Erika-Mann-Kurzhaarfrisur) und dem lasziven Hippie-Zausel Bernardo Arias Porras. Die beiden reisen angeblich aus Cannes an und wollen Klaus Manns „Geschwister“-Stück verfil-

men, und schon sind wir mittendrin in der verwirrendsten Verzahnung von Figuren, Fakten und Fiktion, von Leben und Traum, Selbstbehauptung und Schuldgefühlen. Biografie – ein Vexierspiel.

Im zweiten Strang des Abends, nachdem die Glaskästen sich im Lichtgewitter bewegt, immer neue Einblicke gewährt und schlussendlich sich geöffnet haben, steht der „Zauberer“ im Mittelpunkt, der Übervater Thomas Mann, von Jochen Noch gespielt als gönnerhafter Grandseigneur mit Fliege, Dreireiher, Wohlstandsbauch. Ein Unsympath. Geschwollen daherredend, legt er sich die Sprache als Schutzhaut über seine brodelnden Gelüste. Das grenzt bisweilen ans Parodistische.

Der homophile Herr Mann ist in Venedig, oder vielleicht ist es auch seine literarische Figur Gustav von Aschenbach, die hier in Venedig den verführerisch sich räkelnden Bernardo Arias Porras anschnachtet. Wobei dieser als Objekt der Begierde nicht nur an den Knaben Tadzio gemahnt, er ist auch ein Stricher und Manns schwuler Sohn Klaus. Als „Aschenbach, Kunde, padre“ spricht er den Alten an, um später bei einer Art Familienaufstellung explizit als Sohn zu sprechen: „Du kamst in mein Zimmer, entblößt ... fantastisch nackt.“ Die familiäre Missbrauchsgeschichte, die hier im Geklitter von Fakten und Fiktion, Zoten und Zitaten angedeutet wird, hat etwas Degoutantes; so wie dieser ganze Venedig-Strang mit seiner Anlage zwischen Text-Kolportage, Erotik-Schwulst und Hightech-Pathos einen fahlen Geschmack erzeugt. Auch die Rolle, die die zweifache Erika hier spielt, ist zumindest fragwürdig: Pappas Sekretärin – und Lustknaben-Beschafferin? Oder haben wir da von unserer virtuellen „Tribüne A“ aus etwas falsch verstanden?

Nein, der Abend hat nicht das Zeug zum Aufreger. Eher langweilt er mit zunehmender Gewöhnung an seine technische Verve. Was anfangs als so kunstvoll erscheint, wirkt zunehmend artsy-fartsy, wie Erika Mann wohl sagen würde, verkünstelt. Sie und die Ihren gehen einem nicht nahe, sie kommen einem nur nahe, kamerabedingt.

CHRISTINE DÖSSEL